

Zeitschrift:	Schweizer Monat : die Autorenzeitschrift für Politik, Wirtschaft und Kultur
Band:	103 (2023)
Heft:	1107
Artikel:	Stärker als gedacht
Autor:	Grob, Ronnie / Vukadinovi, Vojin Saša
DOI:	https://doi.org/10.5169/seals-1050523

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 15.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Stärker als gedacht

Wie ist die Lage in Israel, was sagen die Leute?
Eindrücke einer Reise ins «Gelobte Land» Ende März.

Reportage und Fotos von Ronnie Grob und Vojin Saša Vukadinović

Überleben und Erinnern

75 Jahre Israel bedeuten zuallererst, anzuerkennen, dass aus dem schlimmsten Verbrechen der Menschheitsgeschichte der richtige Schluss gezogen worden ist: dass nach mehreren Tausend Jahren Verfolgung und Vertreibung, Pogromen, Zwangstaufen und anderen Schikanierungen, Hetzkampagnen und Lügen, die der industriellen Menschenvernichtung vorangingen, nur ein wehrhafter jüdischer Staat Juden vor Antisemitismus schützt.

Der Holocaust ist in Israel allein schon deshalb sehr präsent, weil sich in allen aus Europa stammenden aschkenasischen Familien Individuen finden, deren Verwandte in den Vernichtungslagern umkamen – nicht selten handelt es sich bei denjenigen, die sich retten konnten oder die gerettet wurden, um die letzten überlebenden Angehörigen ganzer Familienzweige. In den sephardischen Familien wiederum setzt sich die Generation der Grosseltern wesentlich aus den rund 800 000 Juden zusammen, die 1948 bei den brutalen Pogromen aus Nordafrika, von der Arabischen Halbinsel oder aus dem Irak vertrieben wurden.

Am Yom Hashoah, dem nationalen Gedenktag für die Shoah, wird nicht nur der Opfer des planmässigen Massenmordes gedacht, sondern auch der jüdischen Helden. Dass sich etliche Juden der Vernichtungspolitik der Deutschen aktiv entgegenstellten und damit der nationalsozialistischen Vorstellung der verweichlichten Juden radikal entgegengtraten, ist in diesem Frühjahr durch den 80. Jahrestag des Aufstands im Warschauer Ghetto in Erinnerung gerufen worden. Im April 1943 hatte eine Gruppe Todgeweihter

das Unmögliche gewagt und sich dürtig bewaffnet gegen Wehrmacht und SS erhoben, nachdem diese die «Auflösung» des beschönigend «jüdischer Wohnbezirk» genannten Ghettos beschlossen hatten.

Am Aufstand beteiligt waren auch Zivia Lubetkin (1914–1978) und Yitzhak Zuckerman (1915–1981), ein junges Paar, das wenige Jahre zuvor noch auf den zionistischen Traum einer Ausreise nach Palästina hingearbeitet hatte und nun, nach der Ermordung der jeweils engsten Familienmitglieder, nichts mehr zu verlieren hatte. Im Gegensatz zu den meisten anderen Kampfgefährten überlebten die beiden den Zweiten Weltkrieg und reisten alsbald ins britische Mandatsgebiet aus. Dort gründeten sie den Kibbuz Lohamei Hagetaot mit, der zunächst sozialistischen Idealen folgte, und sagten gegen den Massenmörder Adolf Eichmann aus, den israelische Agenten in Argentinien aufgespürt hatten, um ihm in Jerusalem den Prozess zu machen.

Die Erinnerung an Lubetkin und Zuckerman wird heute von ihrer Enkelin Eyal Zuckerman, geboren 1978, wachgehalten. Weil ihre eigenen Eltern von deren Eltern nur wenig erfahren hatten, machte sie sich selbst auf die Suche nach der Familiengeschichte, rekonstruierte diese und erzählt sie heute als Vortragende nach – bei Gedenkveranstaltungen, an Schulen oder bei Firmen. «Ich denke, dass es im Laufe der Geschichte immer wieder Menschen gab, die ein Licht des Guten waren. Dass ich immer wieder über meine Grosseltern spreche, ist mein kleiner Beitrag, um dieses Licht weiterzutragen», sagt sie etwas bescheiden. Ihre Schwester wiederum wurde die erste Kampfjetpilotin des Landes. Eine ganz normale israelische Familie.



Beten an der Klagemauer auf dem Tempelberg in Jerusalem (oben) sowie eine Bar-Mizwa-Feier mit medialer Begleitung am selben Ort (unten).

UNTERNEHMEN IN ISRAEL

Zentrallösung für dezentrale Assets

Gemäss Coinmarketcap.com existieren derzeit über 24 000 verschiedene digitale Assets. Diese im Griff zu behalten, wenn verschiedene Wallets und Exchanges benutzt werden, ist bereits für den Privatnutzer eine Herausforderung. Doch für einen Vermögensverwalter oder eine Bank, die diese für verschiedenste Kunden und Anwendungsfälle verwahrt, ist es fast unmöglich. Die Lösung, die Fireblocks bietet, ist eine Plattform zur Verwahrung und Übertragung von dezentralen Assets wie Tokens, Stablecoins, Bitcoin, Ethereum und weiteren Kryptowährungen.

Die Plattform wurde nach und nach an Kundenbedürfnisse angepasst und erweitert: Tokenisierung von Vermögenswerten, NFTs, Verwaltung von Sicherheiten und dazu noch Werkzeuge, um die vielfältigen Anforderungen seitens Compliance und Geldwäschereigesetzen einzuhalten. «Die Banken werden schliesslich nicht verschwinden», sagt der Chief Technology Officer (CTO) Idan Ofrat, «aber sie benötigen tokenisierte Vermögenswerte und wollen sie in offene Systeme stellen.» Tatsächlich werden die Vermögenswerte der Kunden bei Fireblocks nicht eingesperrt, sondern können mit wenigen Klicks vollständig und selbstständig abgezogen werden. Mit dem «non-custodial wallet» behält der Kunde immer die volle Kontrolle über seine eigenen Schlüssel zu den Assets. Dennoch kann Fireblocks im Notfall, etwa bei einem Schaden oder einem Verlust, rettend eingreifen – das Konzept nennt sich secure multi-party computation (MPC).



Idan Ofrat
illustriert von Dunvek.

Name	Fireblocks
Standort	Tel Aviv,
Acro Tower, 25. Etage	
<hr/>	
Position	CTO
Gründungsjahr	2018
Branche	Digitale Anlagen
Mitarbeiter	600
Geschätzter Wert	8 Milliarden US-Dollar

Zurzeit arbeiten etwa 600 Personen für die Firma, mit über 300 Mitarbeitern in Israel, über 150 in den USA und rund 60 in Singapur. Für Ofrat ist Tel Aviv einer der besten Orte, um ein Tech-Unternehmen aufzubauen: «Es gibt hier viele Leute, die sich mit Technik und Produkten auskennen, eine Menge an technischem Talent.» Das hängt natürlich auch mit den schlagkräftigen Teams zusammen, wie sie in Armee und Geheimdiensten gebildet werden: «Man lernt dort, wie man mit Unsicherheiten umgeht, wie man Risiken kalkuliert und sehr schnell handelt. Das sind Fähigkeiten, die bei der Gründung eines Start-ups sehr gut einsetzt werden können.»

Dass das Angebot dieser Firma vielversprechend ist, sehen auch die Investoren. Fireblocks gehört nicht nur zur exklusiven Gruppe von Israels Unicorns mit einem geschätzten Wert von 1 Milliarde Dollar, sondern übertrifft diesen Betrag um den Faktor acht. Die Marktdominanz ermöglicht Muskelspiele. Die Preise wurden erst kürzlich stark erhöht. Je nach Kundengrösse kostet eine Fireblocks-Softwarelizenz von ein paar Tausend Franken bis hin zu einigen Millionen Franken pro Jahr. Trotz des stolzen Preises konnten schon über 1800 Kunden dafür gewonnen werden, darunter das ganze Spektrum der Finanzbranche: Banken, Hedgefonds, Exchanges und Market Makers. Aber auch Grossfirmen aus anderen Bereichen gesellen sich dazu, die beispielsweise die Belohnung für Loyalität nicht länger in Punkten oder Dollar auszahlen wollen, sondern in einem (eigenen) Token. (rg) ↵

Glauben und Ärger

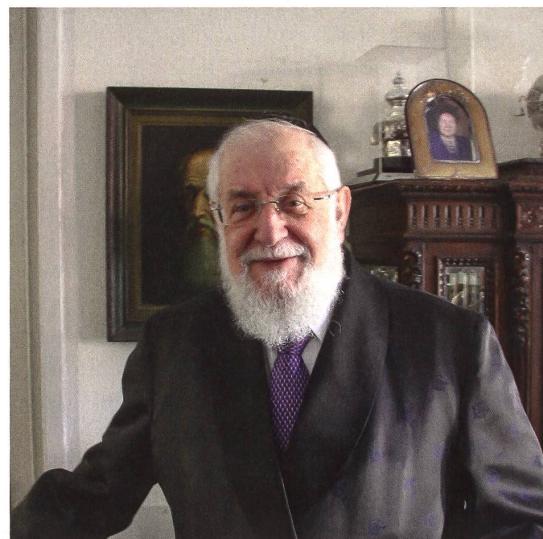
Was aber bedeutet das «jüdisch» im Begriff «jüdischer Staat» heute? Das Adjektiv meint schliesslich nicht nur die Zugehörigkeit zu einer bestimmten Bevölkerungsgruppe, sondern auch ein Glaubensbekenntnis. Die Frage der Religion unterscheidet Israel erheblich von anderen westlichen Gesellschaften, in denen die fortschreitende Säkularisierung konfessionelle Belange zunehmend zu Privatangelegenheiten gemacht hat. Und weil Israel sich nun als jüdischer Staat versteht, sind hier einige Dinge anders: Der Religionsgesetzgebung, der Halaha, ist die Zivilehe unbekannt, das Züchten von Schweinen ist in jüdischen wie muslimischen Ortschaften gesetzlich untersagt, und beim Oberrabbinat handelt es sich um ein staatliches Organ.

Einer der bekanntesten Rabbiner des Landes ist Israel Meir Lau, der von 1993 bis 2003 aschkenasischer Oberrabbiner Israels war. Geboren 1937 in Polen in eine Rabbinerfamilie mit jahrhundertelanger Tradition, ist er der 38. Sohn der Familie, der diesen Beruf ausübt. Als Kind wurde er ins Konzentrationslager Buchenwald verschleppt und überlebte mit einem Bruder den Holocaust, dem alle anderen Angehörigen seiner Familie zum Opfer fielen. 1945 kam er als Achtjähriger nach Palästina.

Lau öffnet selber die Tür seines Hauses im Zentrum Tel Avivs, lächelt einladend und bittet darum, auf der breiten Couch im Wohnzimmer Platz zu nehmen. An den Wänden und in den Regalen finden sich neben religiösen Symbolen und Gegenständen vor allem Familienporträts, darunter ein auffallend schönes, das seine in Ravensbrück ermordete Mutter zeigt. «Schauen Sie sich das an», sagt er. «Wie kann man solch ein Geschöpf umbringen? Was hat sie getan?» Lau hat fünf Töchter und drei Söhne, die alleamt auch Rabbiner geworden sind; einer von ihnen, David Lau, ist mittlerweile selbst Oberrabbiner des Landes.

Obwohl das Radio nebenbei in nicht unerheblicher Lautstärke läuft, verliert Lau im Gespräch nie den Faden. Von seiner Zeit als Oberrabbiner Israels berichtet er nur beiläufig, dass Papst Johannes Paul II., den er mehrfach traf, seinen Vater und seinen Urgrossvater kannte, weil er aus Krakau stammte. Bescheiden tritt er auch auf, was seine eigene Generation anbelangt, die sich durch ein zunächst paradox anmutendes Detail auszeichnet: Viele ältere Israelis sind aufgrund der Erfahrung des Holocausts nicht gläubig. «Ich verurteile das nicht», sagt Lau. «Ich bin schliesslich kein Richter. Ich verstehe sie sogar.» Er wünsche sich lediglich, dass die Menschen ihre Augen und ihre Herzen öffneten, und fände es schade, wenn seine Mitbürger nicht wüssten, wie der Tanach, die Heilige Schrift des Judentums, gelesen werde.

Nichtgläubigen empfiehlt er eine einzige Passage aus der Tora, «Schma Jisrael», auf Deutsch: «Höre Israel, der



Eyal Zuckerman (oben) und Tel Avivs Oberrabbiner Israel Meir Lau.

«Die Frage der Religion unterscheidet Israel erheblich von anderen westlichen Gesellschaften, in denen die fortschreitende Säkularisierung konfessionelle Belange zunehmend zu Privatangelegenheiten gemacht hat.»

Ewige ist unser Gott, der Ewige ist einzig.» Warum, erklärt er gleich selbst: «Es war der letzte Satz, den unsere Eltern und unsere Verwandten sagten, als sie die Gaskammern betraten. Es ist eine Aufforderung an die nächste Generation, weiterzumachen. Wir können nur als ungeborene Kette weiterleben.» Lau betont, dass er vor allem für Optimismus einstehe: «Bei der Staatsgründung Israels lebten 600 000 Menschen hier. Heute sind es gut neun Millionen, die aus achtzig bis neunzig Ländern stammen, mit enormen Unterschieden, was Sprachen, Verhalten und Mentalitäten betrifft. All diese Menschen wollen nicht nur ernährt und ausgebildet, sondern auch beschützt werden. Das ist keine einfache Aufgabe. Aber wir haben es geschafft.»

Nur wenn es um gänzlich weltliche Themen geht, verschwindet Laus ansonsten so dominantes Lächeln. «Iran ist heute der grösste, vielleicht auch der einzige Feind, den Israel hat. Was haben wir denen denn getan? Unsere Länder teilen keine Grenzen und führten noch nie einen Krieg gegeneinander, und wir haben ihnen nicht einen Zentimeter Land genommen. Warum hassen sie uns so?» Die Vereinigten Arabischen Emirate zeigten doch, wie es nach Jahrzehnten des Kriegszustandes mit vielen arabischen Staaten auch gehe.

Israel anerkennt jede der grossen Religionsgemeinschaften, wozu selbstredend der Islam sowie mehrere christliche Kirchen zählen, aber auch diejenigen der Druisen sowie der Bahai. Auch wenn ihre Feinde sie gern in den gleichen Topf werfen, unterscheiden sich die Juden gerade in ihrer Glaubensauslegung erheblich. Im allgemeinen wird zwischen liberalen, konservativen und strenggläubigen Juden unterschieden, die alle unterschiedliche Auffassungen von Religion wie Tradition vertreten und leben. Die Strenggläubigen unter ihnen, die Orthodoxen, machen etwa 20 Prozent der Bevölkerung aus; die Männer unter ihnen tragen ständig eine Kippa als Ausdruck ihrer Gottesfurcht. Bei den Ultraorthodoxen kommt in der Regel noch ein Hut dazu, während die Frauen in der Öffentlichkeit einen langen Rock tragen und ihr Haar bedecken, sei es durch ein Tuch oder durch eine Perücke.

Einst beschränkte sich das Religiöse auf Erwartbares. Der Militärhistoriker Martin van Creveld etwa, den wir in der Nähe von Jerusalem besuchen, erinnert sich vor allem an die stetig wiederkehrende Ödnis am Wochenende: «Im Jerusalem, in dem ich aufgewachsen bin, gab es nur einen Ort, wo man nicht koscher essen konnte. Und am Shabbat gab es gar nichts, alles war mausetot. Auf der Strasse sah man nur Katzen.» Während die Zahl der Orthodoxen auch in Städten wie Tel Aviv zunimmt, wartet Jerusalem, Heilige Stadt gleich dreier Weltreligionen, nunmehr mit ganzen Vierteln auf, die nach Glauben oder Glaubenspraxis geteilt sind. Ein Gang durch Me'a Sche'arim etwa fühlt sich an wie der Besuch einer Filmkulisse: ultraorthodoxe Juden, so

«Gerade weil man so nah am Heiligtum der anderen ist, muss man deren Eigenheiten aushalten und hilft sich gegenseitig auch aus, wenn beispielsweise die religiösen Feiertage dazu führen, dass man heute das eine und morgen das andere nicht machen darf.»

weit das Auge reicht. Plakate warnen den Besucher, sich an die hier geltenden Vorstellungen von Sittsamkeit zu halten. Wer hier allzu luftig bekleidet vorbeischaut, muss mit Ärger rechnen.

Dem Schriftsteller Daniel Levin ist aufgefallen, dass privilegierte Israelis mittlerweile ins Ausland drängen und eine zweite Staatsbürgerschaft als Versicherungspolice anstreben. «Sie fürchten sich vor dem Leben in einer Theokratie», sagt er. «Sie sagen mir: ‹Wenn wir von Mullahs beherrscht werden wollen, können wir auch gleich nach Afghanistan auswandern.›» Die religiösen Parteien nimmt Levin derzeit als geeint wahr, als einen Block, der sehr diszipliniert und uniform wählt. Die Gefahr sei, dass Start-ups, Firmen und Investoren, die wie die Bevölkerung mehrheitlich säkular seien, aus Israel abwanderten: «Es sind die Privilegierten, die sagen: So müssen wir nicht unbedingt leben.»

Und dennoch bezeugt gerade Jerusalem wie kaum ein anderer Ort auf Erden die Möglichkeit einer Koexistenz verschiedener Religionen. Gerade weil man so nah am Heiligtum der anderen ist, muss man deren Eigenheiten aushalten und hilft sich gegenseitig auch aus, wenn beispielsweise die religiösen Feiertage dazu führen, dass man heute das eine und morgen das andere nicht machen darf.

Petra Heldt, evangelische Professorin an der Hebrew University Jerusalem, lebt seit 1979 in der Stadt. Das Zusammenleben der Religionen bezeichnet sie als sehr gut, auch wenn manches verbessert werden könne. So sei die Situation für Christen im Norden des Landes nach wie vor

schwierig, da ihre Kirchen ständig von Moslems attackiert würden, besonders in Nazareth. Als praktizierende Christin fühle sie sich jedoch nicht benachteiligt im Land; man arbeite zunehmend gut zusammen, was aber von den Medien kaum gezeigt werde. «Israel ist für mich ein Vorbild, wie man versucht, gegenseitiges Verständnis zu schaffen», hält sie fest. «Hier hat jeder eine eigene Meinung und sagt sie auf der Strasse frei heraus. Die andere Seite wird dabei nicht diffamiert, sondern man versucht, einen Mittelweg zu finden.» Angesprochen auf den Unterschied zu ihrem Herkunftsland antwortet sie: «In Deutschland wird es geschätzt, wenn man schweigt oder das nachredet, was derjenige sagt, der gerade das Sagen hat.» Auch wenn sie Marzipan vermisste, sei sie sehr dankbar, in Jerusalem leben zu dürfen, und hält das für ein riesiges Privileg. «Die Mentalität der Menschen hier beruht auf Fröhlichkeit, Ehrlichkeit und Hilfsbereitschaft. Trotz aller Gefahren zeigt sich das überall. Dieses Positive ist ansteckend!»

Ansteckend ist auch die Begeisterung von Shai Doron, der mit seiner Familie in vierter Generation in Israel lebt. Als Leiter der Jerusalem Foundation, die sich für die Belange aller in Jerusalem lebenden Menschen unabhängig von deren Religion einsetzt, trat er vor fünf Jahren in die grossen Fussstapfen Teddy Kolleks, des legendären Bürgermeisters der Hauptstadt. Spricht Doron von Jerusalem, merkt man, dass dieses in ihm lebt: Er schwärmt von den Liedern in den Synagogen, den Gerüchen des Shabbat-Essens und den Farben des Marktes: «In weniger als einer Stunde kann man zu Fuss durch die Stadt gehen und so viele verschiedene Menschen, Sprachen, Klänge, Kleidungen, Gerüche, Sprachen antreffen!» Doron hat Jerusalem

nie verlassen. «Ich glaube wirklich, dass Jerusalem ein einzigartiger Ort auf der Welt sein muss. Es ist das Zentrum der Welt.»

Doron zeigt Bilder von Kindern mit Badekappen und fragt lachend, ob man einen Unterschied feststellen könne: Es handelt sich um jüdische und arabische Knaben, die auf Initiative der Stiftung neunmal pro Woche gemeinsam trainieren. Die Aussöhnung zwischen den Religionen in der Stadt wird von der Stiftung, die sich zur Hälfte privat und zu vier Fünfteln nichtstaatlich finanziert, schon länger vorangetrieben. «Es gibt eine grosse Kluft zwischen verschiedenen Bevölkerungsgruppen, also geht es um mehr als nur um Koexistenz», sagt Shai Doron. «Ich ziehe es vor, von einer gemeinsamen Gesellschaft oder einem gemeinsamen Leben zu sprechen.» Die von der Jerusalem Foundation ins Leben gerufenen Hand-in-Hand-Schulen – eine davon liegt gleich auf der anderen Strassenseite – unterrichten zweisprachig in Arabisch und Hebräisch, und das vom Vorschulalter bis zur 12. Klasse. 1998 als Experiment mit 50 Kindern gestartet, werden heute so über 2000 Kinder geschult.

Boomende Wirtschaft

Jerusalem ist gemeinhin als relativ arme Stadt bekannt, hat sich aber gemausert mit Firmengründungen, die sich sehen lassen können. Zu nennen sind etwa Mobileye (Assistenz für autonomes Fahren, 2500 Mitarbeiter), Lightrics (Video- und Bildbearbeitungs-App, 600 Mitarbeiter) oder die Kaffeekette Aroma Espresso Bar (200 Filialen in Israel,



Eine Filiale des «Super Yuda»-Supermarktes (links) und ein Laden für frische Säfte in Tel Aviv (rechts).



«Pro Kopf ist Israel weltweit das Land mit den meisten Unicorns und Start-ups sowie mit dem am meisten investierten Risikokapital.»

40 global). Zentrum der Start-ups ist jedoch unbestritten Tel Aviv, das 37 Prozent der Tech-Firmen und 26 Prozent der Mitarbeiter versammelt.

Die Liste der privaten, von Israelis gegründeten Tech-Firmen ist äusserst beeindruckend. Vier israelische Firmen – Rapyd, GoPuff, Deel und Wiz, alle nach 2013 gegründet – sind mit je mehr als zehn Milliarden Dollar bewertet. 98 Firmen gelten als Unicorns, also als Firmen, die an der Börse mit mehr als einer Milliarde Dollar bewertet werden. Pro Kopf ist Israel weltweit das Land mit den meisten Unicorns und Start-ups sowie mit dem am meisten investierten Risikokapital. Jedes Jahr kommen über 1000 neue Start-ups hinzu. 80 Prozent davon scheitern zwar, doch an der immensen Zahl an Neugründungen wird der Mentali-

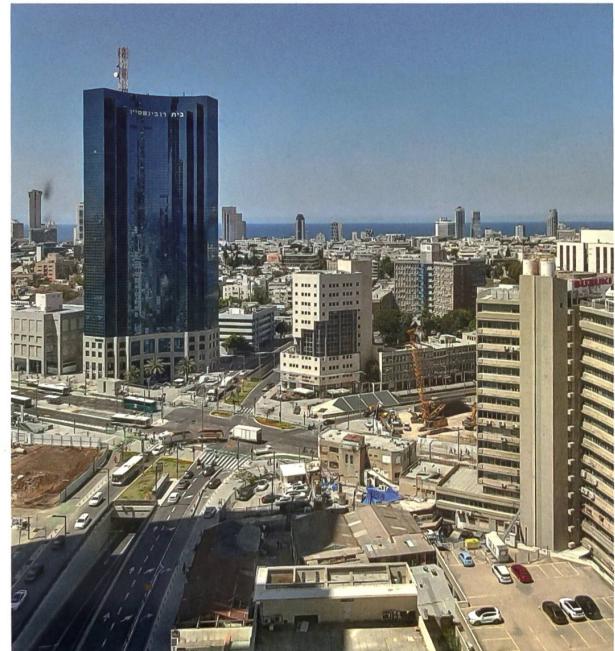
tätsunterschied zum deutschsprachigen Raum deutlich: In Israel ist das Scheitern nichts Verwerfliches, für das man sich schämen müsste, im Gegenteil. Es wird als Aufforderung verstanden, es beim nächsten Mal besser zu machen und über sich hinauszuwachsen.

Bei den Reisevorbereitungen sind wir mit einem der grössten Versicherungsunternehmen Israels in Kontakt gekommen, Harel Insurance. Gegründet 1935 vom aus Deutschland geflohenen Ehepaar Ernst und Margot Hamburger, versichert das Unternehmen heute beeindruckende 5,5 Millionen von 9,4 Millionen Einwohnern Israels. 5000 Mitarbeiter verwalten ein Vermögen von über 100 Milliarden Dollar. Beim von Harel organisierten Meeting an einem Sonntagmorgen in der 23. Etage eines Hochhauses mit Blick über die Autobahn und die ganze Stadt versammelt sich eine hochkarätige Gruppe. Sie gibt bemerkenswert offen Auskunft über das Erfolgsmodell Israel. Es ist ein Ökosystem, zusammengesetzt aus einer etablierten Firmenstruktur, aus Investoren und Start-ups sowie aus Mentoren und Talenten.

Eine der Grundlagen hierfür ist der gemeinsame obligatorische Militärdienst. Viele Tech-Start-ups entspringen der militärischen Einheit 8200, der nationalen SIGINT-Agentur. SIGINT steht für Signals Intelligence, also für eine signalerfassende Aufklärung, wie sie in den USA die National Security Agency (NSA) betreibt. Die Alumni-Organisation von Einheit 8200 umfasst 19 000 Mitglieder und erwies sich schon früh als fruchtbare Boden für Neu-



Blick auf die Stadtautobahn von Tel Aviv.



Aussicht von einem Hochhaus auf Tel Aviv.

UNTERNEHMEN IN ISRAEL

Teamsport-TV abseits des Mainstreams

Wer als Amateursportler aktiv ist, sei es im Handball, Volleyball oder Fussball, hat sich mit Sicherheit schon einmal gewünscht, dass ein besonderer Spielzug seines Teams oder einmaliger Fallrückzieher für die Nachwelt aufgezeichnet worden wäre. Mit den Kameras von Pixellot ist das nun möglich. Mit Hilfe künstlicher Intelligenz können Spielsituationen und taktische Möglichkeiten gleichzeitig bewertet werden. Ihre Videokameras erkennen das Spielgeschehen und wechseln ihre Perspektive entsprechend, sie zoomen an den Ball heran und verfolgen die Spieler laufend. Die Fans erhalten so Zugang zu Inhalten live und nach Bedarf, während Trainer und Scouts anhand einer integrierten Plattform Analysen und Highlights einzelner Spieler abrufen können, inkl. Wiederholungen, Heatmaps und Grafiken, die zeigen, wie viele Schüsse wohin abgegeben wurden. All diese Prozesse sind automatisiert: Sind die Kameras einmal aufgestellt und die Software installiert, läuft die Sache mehr oder weniger von selbst.

Das Team von Pixellot, das ich im Bürogebäude in Petah Tikva antreffe, ist von Männern dominiert. Mit ihnen ist in Sachen Sport nicht zu spassieren, sie leben ihn! Doch wenn sich Sportlerinnen beklagen, dass ihre Leistungen zu wenig Beachtung finden, dann sind es just diese Männer, die dafür die Lösung anbieten. Pixellot sei nämlich der derzeit grösste Anbieter von Frauensport weltweit, sagt CEO Alon Werber: «Wir wollen nichts weniger als den Sport demokratisieren. Denn jeder Sportler benötigt Daten, Livevideos, Gemeinschaft, Leistung.»



Alon Werber
illustriert von Dunvek.

Firma	Pixellot
Standort	Petah Tikva
Position	CEO
Gründungsjahr	2013
Branche	Sportfernsehen
Mitarbeiter	270
Marktkapitalisierung	220 Millionen US-Dollar

Jeden Monat überträgt Pixellot 350000 Stunden aus verschiedensten Ligen: Handball aus Korea, Eishockey aus Ungarn, Basketball aus Japan, Rugbyspiele aus Spanien oder Baseball aus den US-Draft- und -Amateurligen. Im Vergleich zum Angebot des US-Sportsenders ESPN bieten sie 100mal so viel an. Mit dabei sind viele Aufnahmen von Spielen, die sich bisher nicht so leicht monetarisiert haben lassen, weil sie eine unprofitable Nische darstellten. Doch auch für Behindertensport interessieren sich Menschen oder für Fussballspiele von F-Junioren. «Wir produzieren mehr als 3 Millionen Spiele, jedes dieser Spiele bedeutet für jemanden die Welt», so Werber.

Pixellot schafft einen neuen Markt für Aufnahmen, die bisher nicht angeboten wurden, weil sie sich nicht in Geld umwandeln lassen. Folglich erzeugt die Firma neue Arbeitsplätze und ermöglicht Ligen sowie allen, die ein Interesse daran haben, Teamsport abzubilden und Geld zu verdienen. Mögliche Interessenten der Firma sind TV-Sender, Produktionsfirmen, Stadionbesitzer, Rechteinhaber etc.

Die Geschäftsmodelle unterscheiden sich je nach Kundenbedürfnis.

Beispielsweise wurde in den USA eine langjährige Kooperation mit der National Federation of State High School Associations (NFHS) eingegangen. Von den insgesamt 20000 Highschools wurden bereits die Hälfte mit Pixellot-Kameras ausgestattet. Eltern, welche die Spiele ihrer Kinder sehen wollen, zahlen dafür monatlich 10.99 Dollar für nfhsnetwork.com. Üblicherweise ist der Kauf einer Kamera mit einer Lizenz von bis 3 oder 5 Jahren verbunden. Das kostet einmalig 5000 bis 15000 Franken und dazu monatlich einige hundert Franken pro Veranstaltungsort. Das klingt nach viel, ist aber lediglich ein Zehntel der Kosten, die vor der Gründung von Pixellot vorherrschten. (rg) ▲



Im Geschäftszentrum von Tel Aviv: Moderne Büroräumlichkeiten der Firma Fireblocks (links) und der von der Firma Exodigo entwickelte Boden-Scanner (rechts).



gründungen. So wurde beispielsweise Instant Messaging als militärisches Instrument für diese Einheit erfunden, woraus 1996 ICQ und das Unternehmen Mirabilis entstanden; letzteres wurde dann 1998 von AOL aufgekauft.

Der 32jährige Ido Gonon, der 2021 mit Exodigo ein stark wachsendes Start-up mitgegründet hat (mehr dazu auf S. 58), hat eine typische Laufbahn hingelegt. Nach der Aushebung wurde er in die Einheit 8200 aufgenommen und verpflichtete sich für mehrere Jahre, Dienst zu leisten. Er erzählt, wie sein kleines Team mit drei bis fünf Leuten im Alter zwischen 20 und 25 Jahren mit der Lösung eines Problems in einem ganz spezifischen technischen Bereich beauftragt wurde. «Man kann die Problemlösung nicht googeln, und außer einer kleinen Anzahl von Reservesoldaten, die zuvor in der gleichen Sache gedient haben, kann einem niemand dabei helfen», erklärt er. «Man wird forciert, das Problem selbst in Angriff zu nehmen.» Dass man dabei zur Kreativität gezwungen wird, versteht sich. Ist das Problem gelöst, wird man in ein anderes Team versetzt, um ein neues Problem zu lösen. «Wieder und wieder. Und wo nach sucht dann jemand, der die Armee verlässt? Nach der nächsten Herausforderung. Und die findet sich in der Regel nicht in einem etablierten Unternehmen, sondern in einem kleinen Start-up.»

Der Eliteeinheit 8200 entwachsen auch andere Blüten, das Programm 8200 Impact etwa. Dieses unterstützt insbesondere Start-ups, die fortschrittliche Technologien einsetzen, um soziale oder ökologische Probleme zu lösen. Leehe Friedman, die das Programm leitet, gibt zu, dass inzwischen haufenweise Start-up-Programme und -Beschleuniger existieren – tatsächlich geht man von 50 Unternehmerprogrammen und 100 Accelerators aus, hinzu

kommen Dutzende Co-Working-Spaces und Hunderte von Meet-ups rund um Tel Aviv. Während man die Inhalte online auch selbst finden könnte, treffe man sich nach wie vor gerne für die Kontakte und das Netzwerk, sagt Friedman. Auch sie betont den positiven Einfluss der Militärzeit auf die eigene Entwicklung: «Im Militärdienst ist man schon sehr früh für seine Soldaten verantwortlich – nicht nur für ihr Wohlbefinden bei der Arbeit, sondern manchmal auch für ihr Leben. So kommt man in Kontakt mit der realen Welt, trägt Verantwortung, entwickelt Fähigkeiten und wird sich bewusst, dass man Grosses leisten kann im Leben.»

Harel ist dabei, eines der grössten Finanzunternehmen des Landes zu werden. Helfen sollen weltweite Partnerschaften, viel Investment in Technologie, aber auch Unterstützung des Standorts Israel. Dafür setzt Nitzan Cohen, die Programmdirektorin des hauseigenen GUTS Innovation Hub, auch mal eine WhatsApp-Gruppe auf, um 20 CEOs miteinander diskutieren zu lassen: «Als CEO oder Gründer eines Start-ups fühlt man sich schnell mal einsam, und da ist sehr hilfreich, mit Gleichgesinnten über die täglichen Herausforderungen zu sprechen.»

Cohen geniesst Glaubwürdigkeit bei anderen Gründern, schliesslich hat sie ihr eigenes Start-up erst vor einem Jahr verkauft. Dennoch hält sie es für eine grosse Herausforderung, die Kultur von Start-ups in der Frühphase mit der Unternehmenskultur eines Versicherungsunternehmens zu verbinden. «Es reicht nicht aus, schöne Räume zu bauen. Wenn man wirklich eine Verbindung zwischen Start-ups und Unternehmen herstellen will, muss man Leute von beiden Seiten zusammenbringen und zwischen ihnen übersetzen.»

Die politische Lage, die Justizreform und die Proteste

Der Wandel, der von einem sozialistischen Idealen verpflichteten Israel der Gründungsjahre zu einer modernen Start-up-Nation geführt hat, vollzog sich über Jahrzehnte. Benjamin Netanyahu sagt mit einigem Recht, dass Israel insbesondere während seiner zweiten Regierungszeit ab 2009 zu einem der offensten und modernsten Länder der Welt geworden sei. Nicht nur die Wirtschaft wurde liberalisiert, auch überkommene Wertvorstellungen wurden fallengelassen. Dazu zählt vor allem die Gleichstellungspolitik für sexuelle und geschlechtliche Minderheiten. Während ihnen in zahlreichen islamischen Ländern der Region die Todesstrafe droht, geniessen sie in Israel volle Bürgerrechte und können in diversen Konstellationen Eltern sein.

Das Hauptproblem des Ministerpräsidenten besteht heute vor allem darin, dass die opportunistischen Taktiken, die er immer wieder einsetzt, um politische Ziele zu

«Die grosse Angst ist ein Auseinanderbrechen des Landes: eine Zuspitzung der Konflikte, ein Ausbruch von Gewalt, sogar die Möglichkeit eines Bürgerkrieges.»



Demonstrationszug im Zentrum von Tel Aviv am Samstag, 25. März 2023.

UNTERNEHMEN IN ISRAEL

Karten des Untergrunds

W er ein Stück Land gekauft hat und darüber nachdenkt, was er darauf bauen könnte, interessiert sich zunächst mal für die Bodenbeschaffenheit: für die nach dem ersten Spatenstich angetroffene Gesteinsschichtart, den Stand des Grundwassers, den Verlauf bestehender Leitungen, Schächte und Tunnels. Zwar existiert oft Kartenmaterial, aber was ist, wenn es fehlt oder nicht auf aktuellem Stand ist? Deshalb offeriert Exodigo einen den Boden evaluierenden Scanner mit einer dazu passenden Software, womit sich eine zentimetergenaue Karte unterirdischer Ebenen anfertigen lässt. «Wir arbeiten mit hochmodernen Sensoren aus verschiedenen Bereichen der Physik und analysieren die Daten mit KI, um eine vollständige Karte des Untergrunds zu erstellen. Es ist, als würde man ein MRT, einen CT-Scan und einen Ultraschall zu einem einzigen Bild kombinieren», sagt Ido Gonen, Chief Technology Officer (CTO). Eine solche Evaluation geschieht ohne Spatenstich und Baggereinsatz, mit einem Gefährt, das etwas an einen Rollator erinnert. Für unwegsames Gelände gibt es Drohnen.

Gegründet wurde das Unternehmen am 1. Juni 2021, und schon nach zwei Jahren beschäftigt es über 90 Mitarbeiter, darunter Elektroingenieure, Maschinenbauingenieure, Softwareingenieure und Algorithmenentwickler. Als ich auf der 18. Etage des Nitsba Towers den offenen Raum mit grosszügiger Küche betrete, sitzt das Team gerade in der Mittagspause an einem langen Tisch. Alles ist sehr modern eingerichtet, die Aussicht der einzelnen Teams über verschiedene Teile von Tel Aviv unzählbar.

Die ersten Mitarbeiter fanden die Gründer über das im Militärdienst geknüpfte Netzwerk. «Wir riefen die zehn besten Mitarbeiter an, die wir kannten», sagt Gonen. «Als wir uns auf die Suche nach Geldgebern machten, waren wir bereits mit den besten Leuten zusammen.»

Das Team sei jetzt vielfältiger und globaler geworden, obwohl es in Israel sehr üblich sei, dass Start-up Gründer aus dem Militär- und Geheimdienstbereich kämen, erklärt Gonen. «Das ist auch bei unserem Unternehmen der Fall. Überhaupt kommen um die 70 Prozent der CTOs in Israel von den Geheimdiensten.»

Gonen selbst stiess als Softwareingenieur zur Armee, wo er anspruchsvolle Projekte auf nationaler Ebene im Bereich der Cybersicherheit durchführte, in einem Forschungs- und Entwicklungsteam, das er später leitete. Die Details bleiben geheim, doch es liegt nahe, dass es etwas mit Durchleuchtungstechnik zu tun hatte. Denn vor der Firmengründung war unklar, ob ein medizinisches Produkt entwickelt werden sollte, das unter die Haut blickt, oder eines für unter den Boden. In einer Garage, wo das Kernteam vor der Gründung zusammentrat, wurde das finale Produkt bestimmt.

Als Kunden gewinnen konnte Exodigo öffentliche Infrastrukturanbieter wie das britische Elektrizitätsnetzwerk oder die Metro von Los Angeles, aber auch Energiefirmen wie GTI Energy oder TotalEnergies. Tätig werden möchte man in Zukunft auch in der Exploration von Öl, Gas oder Edelmetallen wie Gold oder Silber. Ziel des Unternehmens ist, die Kartierung des Untergrunds zu erschwinglichen Preisen anzubieten. Dass es sehr viel billiger und auch nachhaltiger ist, den Boden nicht planlos aufzureißen, liegt auf der Hand. (rg) ▲



Ido Gonen
illustriert von Dunvek.

Name	<u>Exodigo</u>
Standort	<u>Tel Aviv,</u>
Nitsba Tower, 18. Etage	
Position	<u>CTO</u>
Gründungsjahr	<u>2021</u>
Branche	<u>Bodenexploration</u>
Mitarbeiter	<u>90</u>
Bisherige Seed-Finanzierung	<u>41 Millionen US-Dollar</u>

erreichen, dazu geführt haben, dass ihm niemand mehr vertraut. Zudem steht er aufgrund eines seit 2020 wegen Korruptionsverdachts anhängigen Gerichtsverfahrens unter solch immensem Druck der Justiz, dass Machterhalt in eigener Sache – und damit einhergehend die Vermeidung eines Gefängnisaufenthalts – für viele zu seinem einzigen identifizierbaren Anliegen geworden ist.

Die grosse Angst ist ein Auseinanderbrechen des Landes: eine Zuspitzung der Konflikte, ein Ausbruch von Gewalt, sogar die Möglichkeit eines Bürgerkrieges. Um diese manifeste Unsicherheit zu verscheuchen, bekräftigen viele ihr patriotisches Bekenntnis zu einem liberalen Rechtsstaat – mit der israelischen Flagge, aber auch mit der Hymne und in Diskussionen. Am Samstagabend nach unserer Ankunft Ende März zieht in Tel Aviv ein nicht enden wollender Demonstrationszug an uns vorbei. Während in der Innenstadt der Millionenmetropolregion etwa 450 000 Personen leben, strömen an diesem Abend laut Medienberichten etwa 300 000 Menschen, von allen Seiten kommend, ins Zentrum. Parolen wie «Crime Minister» oder «Bibi Escobar» stehen über Netanjahus Bild auf Transparenten. Oder mit einem leicht humoristischen Einschlag: «Haven't The Jews Suffered Enough?» und «I Came To This Country For Dick, Not For Dictatorship».

Das Meer an Nationalfahnen mutet endlos an. Dass die Protestierenden die blaue-weiße Flagge mit dem Davidstern ins Zentrum stellen, ist auch Ausdruck ihres Unwollens, das Nationalsymbol den als rechtsnationalistisch geltenden Regierungshängern zu überlassen. «Auch wir glauben an Israel und gehören dazu», lautet ihre Botschaft. Wären linksgrünliberale Schweizer und Deutsche, die mit ihren Nationalfahnen für den Rechtsstaat demonstrieren, bei uns denkbar? Während der Protest hauptsächlich einer säkularen Mitte-links-Position entstammt, bilden die Demonstranten alle gesellschaftlichen Areale ab. Zumindest visuell lässt sich keine Dominanz einer sozialen Gruppe ausmachen, und die Teilnehmer kommen aus dem ganzen Land.

Im Gespräch mit den Demonstranten wird die Angst, dass der von Feinden umringte jüdische Staat ausgerechnet an inneren Widersprüchen zerbricht, am häufigsten genannt. Die Justizreform ist allerdings auch eine willkommene Gelegenheit, dem jahrelangen Frust über sich verschiebende Wertvorstellungen freien Lauf zu lassen. In dieser Hinsicht ähnelt Israel anderen westlichen Gesellschaften, in denen in den letzten Jahren starke Polarisierungen zu beobachten gewesen sind, allen voran den USA.

Details der Justizreform spricht niemand an, darum geht es auch gar nicht. Die Kritiker auf die Strasse treibt vielmehr das dumpfe Gefühl, den liberalen Rechtsstaat an religiöse oder an rechtsradikale Fanatiker zu verlieren, die eigentlich eine gesellschaftliche Minderheit stellen. Der Reformvorschlag an sich ist tatsächlich relativ harmlos, hierin hat Netanjahu recht. Zufrieden mit der aktuellen Gesetzeslage im Justizwesen ist niemand; fast alle räumen sogar ein, dass eine Reform durchaus angebracht sei. An eine gute Reform durch eine rechtsreligiöse Koalition unter der Führung von Netanjahu glaubt aber niemand.

Auf der Strasse sind viele junge Menschen zu sehen, aber auch die Generation der Boomer, die gerade das Pensionsalter erreicht, tritt sehr entschieden gegen die Justizreform ein und fürchtet einen Zusammenbruch des Staates. An einem Freitagnachmittag, als sich die Stadt bereits wegen der Shabbat-Vorbereitungen leert, empfangen die Eheleute Doron zu einem opulenten Vor-Shabbat-Essen.

Die 1953 geborene Lizzie Doron ist eine auch im deutschsprachigen Raum vielgelesene Schriftstellerin. 2021 erschien die Übersetzung ihres Romans «Was wäre, wenn ...», diesen Herbst folgt «Nur nicht zu den Löwen». Gemeinsam mit ihrem Ehemann Danny, einem Steuerberater, lebt sie im wohlhabenden Norden Tel Avivs in einer geräumigen Wohnung, deren Balkon sowohl den Blick über die Stadt als auch hinaus aufs Meer erlaubt. Das Paar bringt allerdings auch sehr viel Zeit in seiner Wahlheimat Berlin, mittlerweile mehrere Monate im Jahr.



Schriftstellerin Lizzie Doron auf dem Balkon ihrer Tel Aviv Wohnung.

«Details der Justizreform spricht niemand an, darum geht es auch gar nicht. Die Kritiker auf die Strasse treibt vielmehr das dumpfe Gefühl, den liberalen Rechtsstaat an religiöse oder an rechtsradikale Fanatiker zu verlieren, die eigentlich eine gesellschaftliche Minderheit stellen.»

Lizzie wie Danny Doron verurteilen die aktuelle Regierung scharf, beteiligten sich Woche für Woche an den Demonstrationen und organisieren zudem kleinere politische Versammlungen. Beunruhigt sind beide auch wegen der Ultraorthodoxen, denen sie vorwerfen, finanziell von einem Staat zu profitieren, den sie politisch ablehnen – und damit auch seinen demokratischen Charakter. Die Träume der verschiedenen jüdischen Bevölkerungsgruppen seien mittlerweile schlichtweg zu verschieden, als dass sich hieraus noch eine gemeinsame politische Vision für das Land entwickeln liesse.

«Das alte Israel war der Versuch, einen jüdischen Staat auf demokratischer Grundlage zu errichten», betont Lizzie Doron resigniert und verweist auf «Was wäre wenn» als Bild für die gegenwärtige Situation. Dieser von ihr verfasste Roman spielt in einem Hospiz, und dessen einziger Ausgang führt zum Friedhof. «Meinem Empfinden nach liegt Israel nun im Hospiz. Ich sehe derzeit keinerlei Anzeichen dafür, dass es hier nochmals zu einer Art Normalität kommen wird. Vielleicht überleben wir noch eine Weile. Aber jenes alte Israel? Das ist vorbei.»

Lizzies Gatte hat sich derweil in sein Büro verzogen. Es befindet sich neben dem raketen sicheren Raum, mit dem alle modernen Gebäude in Israel ausgestattet sind – eine der vielen Schutzmassnahmen, um der Dauergefahr des feindlichen Beschusses zu trotzen. «In zwei Jahren sitzen



Der Rechtswissenschaftler Eli Salzberger und die Historikerin Fania Salzberger-Oz mit ihren Hunden im Garten ihres Hauses in Zichron Ja'akow.

wir wieder da drin», sagt Danny sarkastisch. Egal, wie pessimistisch die Lage in diesem Haushalt auch eingeschätzt wird: Die Verabschiedung ist so herzlich, als gäbe es nur das Morgen.

Zu den exponierten Gegnern der Regierungspolitik zählen auch die Salzbergers. Eli Salzberger ist Professor für Rechtswissenschaft an der Universität Haifa, seine Gattin Fania Salzberger-Oz ist Historikerin und Tochter des Schriftstellers Amos Oz. Sie empfangen uns bei sich zu Hause in Zichron Ja'akow, einem Vorort von Haifa. Wir nehmen Platz im Garten, in dem ein Zitronen-, ein Orangen- und ein Grapefruitbaum wachsen. Dahinter liegt ein grüner Hang, von dem aus der Blick bis zum Meer reicht.

«Netanjahu will einen Staatsstreich durchführen. Was er vorhat, ähnelt sehr dem, was in Ungarn und Polen geschieht», meint Eli Salzberger, der keinen Zweifel daran hat, dass der Ministerpräsident daran arbeite, die demokratische Kontrolle auf friedliche und legale Weise zu beenden. Habe das Erfolg, verlören die Bürger wiederum die Kontrolle über die Macht in der Regierung. «Die Proteste zeigen aber, dass die Zivilgesellschaft auf diesen Versuch eines Staatsstreichs vorbereitet war. Dank einer demokratischen Kultur von 75 Jahren.»

Salzberger hält die Proteste für eine Vertrauenskrise, nicht für eine Verfassungskrise: «Bis jetzt ist alles im Einklang mit dem Gesetz.» Während er zugibt, dass die aktu-

elle Gesetzgebung für Richter reformbedürftig sei, bleiben beide indifferent, wie eine zufriedenstellende Justizreform denn aussehen könnte. Während Eli ein parlamentarisches Zweikammersystem als Alternative ins Feld führt, wünscht sich Fania endlich eine schriftliche Verfassung für Israel: «Wir wollen Grundlagen schaffen, aber die Netanjahu-Basis ist nicht an einer Verfassung interessiert.»

Zwei Tage nach der Demonstration in Tel Aviv begeben wir uns nach Jerusalem. Doch weil sich nach der Entlassung von Verteidigungsminister Joav Galant kurzfristig eine Grosskundgebung vor der Knesset organisiert, wird die an sich 40minütige Zugfahrt von der Küste zur israelischen Hauptstadt zur sprichwörtlichen «Reise nach Jerusalem». Da sich Menschen aus dem ganzen Land zum Parlamentsgebäude aufmachen, dauert es von Tür zu Tür mehr als vier Stunden, Dichtestress in völlig überfüllten Zügen inklusive. Es geht nur tröpfchenweise aus dem Bahnhof, in dem immer neue Gruppen ankommen, «demo-kra-tial» rufen und Fahnen schwenken. Taxifahrer weigern sich, uns zum Hotel zu fahren, da die Strassen verstopft seien. Die Stimmung ist gereizt, und die berittene

Polizei taucht an vielen Ecken der Innenstadt auf. Da auch die Regierungsanhänger eine eigene Kundgebung ange-setzt haben, droht die Lage ungemütlich zu werden.

Doch zeitgleich gehen sehr viele andere Menschen un-beeindruckt von der politischen Aufregung ihrem Alltag nach. Dazu zählt auch die gebürtige Zürcherin Irène Pollak-Rein, die seit bald 50 Jahren in Jerusalem lebt und die Abteilung für deutschsprachige Länder der Jerusalem Foundation leitet. Für den heutigen Abend hat sie uns mit ihrem Mann Eli Pollak, Professor am Weizmann Institute of Science, zum Abendessen eingeladen. Das Paar wohnt in einer Wohnung in der Nähe des Kurt-Parks, und die Aus-sicht, die sich von hier über die Stadt geniessen lässt, ist phänomenal. Statt über Politik, die sich just in diesem Moment ein paar hundert Meter weg ereignet, sprechen wir über das Zusammenleben in der multireligiösen Stadt. Irène, eine überaus zuvorkommende und interessierte Gastgeberin, berichtet, dass die unmittelbare Nachbar-schaft der drei monotheistischen Religionen dafür sorge, dass man sich gegenseitig ernst nehme in seinen Ge-bräuchen, aber auch in seinen bisweilen schrulligen



Demonstranten am Bahnhof von Jerusalem, die sich auf den Weg zur Knesset machen, am Montag, 27. März 2023.

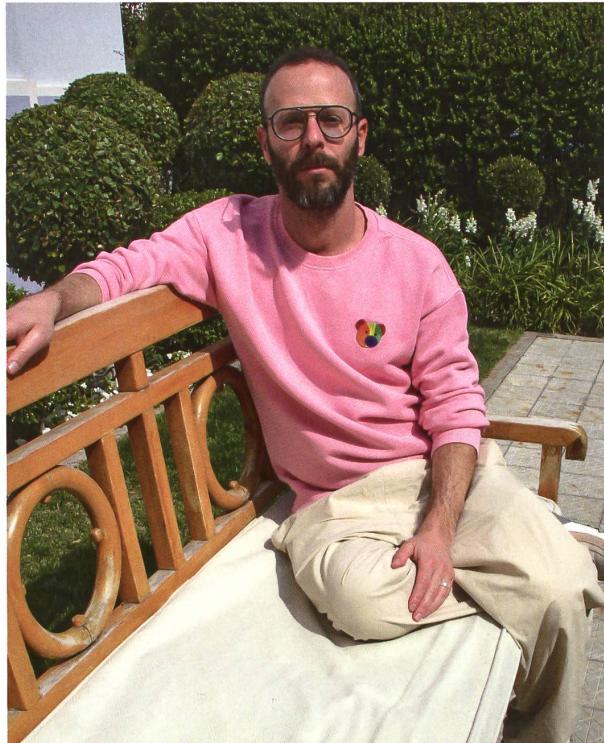
Eigenheiten. Einer der vielen Enkel des Ehepaars kommt vorbei, speist und hilft seiner Grossmutter dann beim Abräumen. Er trägt Kippa, hat kürzlich Behinderte betreut und bereitet sich auf seinen Einsatz in der Armee vor. Die Demonstration hat er vom Strassenrand aus beobachtet. Welcher Seite seine Sympathien gelten, bleibt unklar. Er deutet nur an, «nicht links» zu sein.

Für eine ganz andere Familienkonstellation steht Yonatan Sagiv. Der Literaturwissenschaftler ist Autor der Krimi-Reihe um den queeren und ziemlich neurotischen Detektiv Oded Chefer, der in Tel Aviv ermittelt. Sagiv, 1979 in Herzlia geboren, beschreibt die israelische Metropole als seine erste grosse Liebe, in der er nach einem längeren Aufenthalt in New York für seine Dissertation auch wieder lebt. Demnächst wird er Vater. Sein Partner und er bilden gemeinsam mit einer Frau eine Familie, womit sie unweigerlich die radikalen gesellschaftlichen Veränderungen repräsentieren, die sich in den vergangenen Jahrzehnten im Land vollzogen haben. «Akzeptanz und Gleichheit sind in dem Moment real geworden, als die LGBT-Community bewies, dass sie es ernst meint mit zwei der wichtigsten gesellschaftlichen Institutionen in Israel: dem Militär und mit der Familie», berichtet der Schriftsteller. Dass auch

homosexuelle Paare Kinder grossziehen können, ob nun in Zweier- oder auch in Dreier- oder Viererkonstellationen, gilt hier mittlerweile als völlig normal.

Sagiv beschreibt sich selbst als Optimisten. Während die gegenwärtige Politik für die hässlichsten Seiten des Landes stehe, stünden die Proteste für dessen schönste. «Als Autoren müssen wir in diesem historischen Moment für unsere Werte einstehen», sagt er entschieden. «Literatur ist eine komplizierte Angelegenheit. Sie ist ganz anders als Politik, denn sie verändert die Gesellschaft nur langsam, indem sie auf die Kultur einwirkt. Und wenn Literatur politisch zu engagiert wird, besteht die Gefahr, dass sie seicht wird und sich in Propaganda verwandelt.» Israel befindet sich aber gerade an einem entscheidenden Moment, und weder er noch seine Schriftstellerkollegen könnten es sich leisten, sich nicht an den Protesten zu beteiligen, zumindest solange das eigene Werk und das eigene Wirken unterschieden würden.

Zur selben Generation wie Sagiv zählt auch eine von Israels herausragenden Musikerinnen, Tamar Aphek. 2021 erschien ihr Debütalbum «All Bets Are Off» bei Kill Rock Stars, das zwar durch und durch Rockmusik ist, deren sehr unterschiedliche Kompositionen allerdings den



Schriftsteller Yonatan Sagiv in Tel Aviv.



Musikerin Tamar Aphek in der Peacock Bar in Tel Aviv.

UNTERNEHMEN IN ISRAEL

Untypische Sprache erkennen

s ist eine unangenehme Situation, in die alle schon geraten sind: Jemand versucht, sich einem zunehmend verzweifelt verständlich zu machen, doch es gelingt ihm einfach nicht. Nicht weil die Person eine andere Sprache spricht, sondern weil sie an Parkinson, am Down-Syndrom, an Taubheit oder an einem Hirntrauma leidet. Es gibt Millionen von Menschen auf der Welt, die anders, untypisch oder auf eine sehr eigene Weise reden oder einfach undeutlich, wie das oft bei älteren Menschen festzustellen ist.

Bei Danny Weissberg war es die Grossmutter, die er nach einem erlittenen Schlaganfall nicht mehr verstehen konnte. Doch ihm fiel auf, dass ihre Krankenschwester keine Verständnisprobleme hatte – vor allem deswegen, weil sie die ganze Zeit bei ihr war. Könnte eine Software, so dachte sich Weissberg, nicht das Gleiche tun und diese ungewöhnliche Art zu sprechen durch Übung verstehen? Damals ist ihm nicht einmal bewusst gewesen, dass es sich bei seiner Idee um die Entwicklung eines KI-Systems handeln könnte.

Zehn Jahre später sitzen wir im Sitzungszimmer von Voiceitt in einem Hochhaus in Ramat Gan. Mitarbeiter Michael Cash führt uns die Ergebnisse seit der Gründung 2012 gleich vor. Was er sagt – und ich nach einiger Zeit in Teilen durchaus verstehe –, hält Voiceitt fest, so wie man das von anderen Spracherkennungssoftwares kennt. Mit seiner Sprachbehinderung trainiert Cash nun die KI von Voiceitt. Beworben hat er sich von Grossbritannien aus via LinkedIn – und lebt und arbeitet nun seit drei Jahren in Tel Aviv. Trotz seiner körperlichen Behinderung, er leidet unter Zerebralparese, fährt er auch Rad und Ski.

Weissberg und seine Mitbegründer Sara Smolley und Stas Tiomkin konnten das Projekt dank der Investitionen der israelischen Regierung, die sich für soziale Belange einsetzt, auf den Weg bringen. Auch die Europäische Union sowie verschiedene direkt Betroffene und ihre Familien haben das Projekt finanziell unterstützt. Das Ziel von Weissberg ist, mit Voiceitt zum weltweiten Marktführer für atypische Sprache zu werden. Den Kern des Unternehmens bildet das Team in Tel Aviv, das mit Softwareentwicklern aus Osteuropa ergänzt wird. Insgesamt sind es rund 20 Personen, die bei der Firma arbeiten.

Die App ist in Kombination mit anderen Systemen eine grosse Entlastung im Alltag von Sprachbehinderten. Mit dem Befehl «Alexa – TV aus!» können sie etwa den Fernseher abstellen oder das Licht ein- oder ausschalten. Der Alltag kann so viel einfacher bewältigt werden, und es braucht nicht für jedes kleine Anliegen Assistent. Dadurch wird die zuvor benötigte Betreuung stark reduziert, und es werden neue Kommunikationsräume eröffnet, die vorher verschlossen waren. Texte,

E-Mails und Kurzmitteilungen sind nun plötzlich per Sprachbefehl möglich. Sogar Jobs in Übersee, wie Cash beweist.

Zurzeit kann die Voiceitt-App nur im iOS-Betriebssystem heruntergeladen werden. Doch im dritten Quartal 2023 wird eine neue webbasierte Lösung veröffentlicht werden, die für alle nutzbar sein soll. Vorerst wird nur Englisch erkannt, doch mit Chinesisch und Hindi warten riesige Märkte auf das Unternehmen. Vielleicht funktioniert es eines Tages auch in Bern-deutsch. (rg) ◀



Danny Weissberg

illustriert von Dunvek.

Name

Voiceitt

Standort

Ramat Gan

Position

CEO und Co-Gründer

Gründungsjahr

2012

Branche

Spracherkennung

Mitarbeiter

20

Geschätzter Wert

15 Millionen US-Dollar

Eindruck machen, als wohnte man klanglich einem Film mit höchst eigenwilliger Dramaturgie bei. Wir treffen uns in der Peacock Bar, einem beliebten Hang-out in der Marmorek Street, der gegenüber dem Nationaltheater Habima gelegen ist und dessen zur Strasse hin ausgerichtete Stühle dazu einladen, gesehen zu werden. Es ist Sonntag, 26. März 2023, und an diesem Abend wird die Regierungskrise eine weitere dramatische Wendung nehmen.

Aphek wuchs in Jerusalem auf und war einst Studentin der Rechtswissenschaft. Alles an ihr ist auf unaufgeregte Weise unkonventionell, angefangen bei ihrer Vorliebe für Jazz aus Afrika, dessen Rhythmen in ihren Kompositionen nur widerhallen, um etwas gänzlich Eigenes hervorzubringen, bis hin zu ihrer Managerin, bei der es sich um ihre Mutter handelt. Sie berichtet davon, wie klein die hiesige Musikszene sei, und freut sich auf ein anstehendes Konzert der amerikanischen Rocklegende Melvins sowie auf die Tour ihrer Band, die sie in diesem Frühjahr auch in die Schweiz führt. Als sie an ihrem Drink nippt, entnimmt sie auf ihrem Handy eintrudelnden Nachrichten, dass Netanjahu soeben seinen Verteidigungsminister Joav Galant entlassen habe. Aphek ist merklich getroffen, aber nicht fassungslos. «Wenn es kein Militär gibt, gibt es dieses Land nicht mehr», sagt sie mit Blick auf das schlimmste aller möglichen Folgeszenarien, bleibt jedoch gelassen.

Auf die Nachricht von Netanjahus Entscheidung hin, die sich in Israel wie ein Lauffeuer verbreitet, wird es auch um uns herum unruhig. Die ersten Gäste verlassen die Bar, um ihren Unmut kundzutun, und die ersten Israel-Fahnen schwenkenden Demonstranten passieren die Strasse, um sich in der Nähe zu versammeln. Apheks Freunde erkunden sich telefonisch bei ihr, ob sie dazustossen werde. Eine weitere lange Nacht zeichnet sich ab.

Wie in vielen anderen Ländern zeigt sich auch in Israel der politische Konflikt zwischen linksliberalen und konservativen oder religiösen Kreisen. Wenn etwa Fania Salzberger-Oz sagt, sie fühle sich den Israelis in Berlin und den Arabern in Israel viel näher als den nationalistischen Israelis, drückt sie ein Gefühl aus, das in liberal-urbanen Kreisen weit verbreitet ist. Doch eine Anekdote, die uns von der Grossdemonstration in Jerusalem erzählt wird, zeigt, dass es so schlimm noch nicht um den Zusammenhalt unter den Israelis stehen kann. Als nämlich die Demonstranten gegen die Regierung bei der Rückkehr von der Knesset eine Gruppe kreuzen, die sich aufmacht, für die Regierung zu demonstrieren, kommt kurzzeitig eine spannungsgeladene Stimmung auf. Doch dann ruft einer aus der Gruppe, ob sie nicht die Flaggen gleich übergeben könnten, sie bräuchten auch welche – und alle lachen. Vielleicht gibt dies Anlass zur Hoffnung, dass sich noch ein Ausweg aus der festgefahrenen Situation findet.

Akademisches und militärisches Wissen

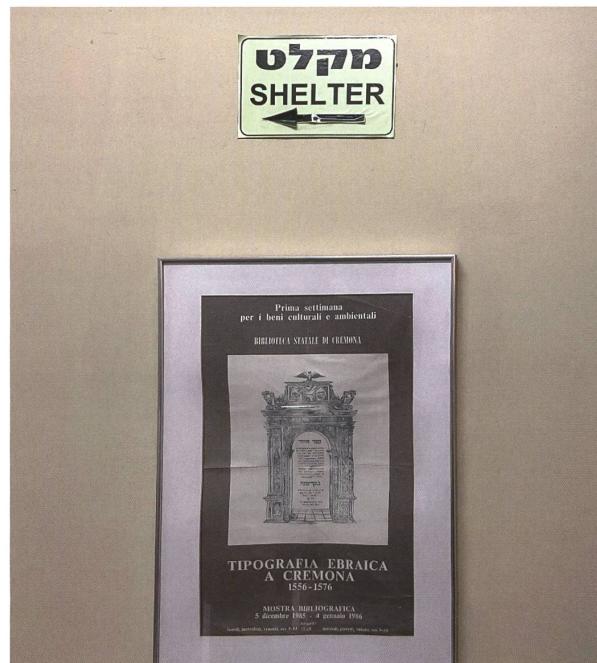
Wer Israel in den Jahren nach der zweiten Intifada, die das Land von 2000 bis 2005 mit Terrorattacken überzog, besuchte, wird sich an die allgegenwärtigen Sicherheitsvorkehrungen erinnern. So gut wie jedes grössere Gebäude hatte Security postiert, Einlasskontrollen waren alltäglich, und auch vor Restaurants standen oftmals Mitarbeiter, die genau darauf achteten, ob sich ein echter oder ein vermeintlicher Guest nähert. Heute ist die Sicherheit im Land aus geografischen Gründen ungleich verteilt: Während die Grenze zu Jordanien nahe Eilat am Roten Meer als sicherste des Landes gilt, muss die Bevölkerung in der Stadt Sderot, die direkt neben dem Gaza-Streifen liegt, permanent mit Raketenbeschuss rechnen.

Kurz nach unserer Abreise wurde Israel auch wieder aus Syrien beschossen, und in Tel Aviv fuhr ein Terrorist mit einem Auto in eine Gruppe Spaziergänger an der Strandpromenade. Eine Person starb, sechs weitere wurden verletzt. 2022 belief sich die Todesbilanz auf 31 Personen durch Terrorattacken, mehr als in den Jahren zuvor. Verletzt wurden 415. Die staatlichen Statistiken zeigen, was das Leben der Menschen im Land bedroht: 2997 Steinwürfe, 959 Raketen, 513 Molotowcocktails und Granaten wurden gezählt, dazu Messerattacken und Schüsse.

Der Campus der Universität Tel Aviv ist einer der wenigen Orte der Stadt, deren Sicherheitsvorkehrungen noch an die beiden letzten Jahrzehnte gemahnen. Wer zur Hochschule möchte, muss sich ausweisen und eine Sicherheitsschleuse passieren. Hinweise, wo im Falle von Sirenenalarm der nächste Bunker zu finden ist, sind in jedem Institut angebracht. Auf dem Gelände, das sich durch zahlreiche Gebäude von bisweilen sehr unterschiedlicher Bauart auszeichnet und nebenbei vielen Vogelarten ein innerstädtisches Refugium bietet, fällt zunächst ein paradox anmutendes soziales Detail auf: Man sieht hier deutlich mehr Kopftuchträgerinnen als im Rest der Stadt. Das hat damit zu tun, dass die Religionswissenschaft und die Forschung zum Islam an dieser Uni sehr breit aufgestellt ist. Für einen jüdischen Staat mag das widersprüchlich wirken. Doch es beweist einmal mehr, dass die antizionistische Kritik an der Lebenswirklichkeit des Landes vorbeigeht.

Der Historiker Meir Litvak ist Professor am Department für Middle Eastern Studies, Experte für die im Iran dominante und weltweit zweitgrösste islamische Konfession, die Schia, und für die Zeitgeschichte der Islamischen Republik. In seinem Büro finden sich diverse Utensilien aus dieser, in einer Glasvitrine prangt etwa ein Geldschein mit dem Konterfei von Ayatollah Chomeini. Ein direkter Austausch mit iranischen Kollegen ist jedoch nicht möglich, für letztere wäre der Kontakt zu einem israelischen

«Die staatlichen Statistiken zeigen, was das Leben der Menschen im Land bedroht: 2997 Steinwürfe, 959 Raketen, 513 Molotow-cocktails und Granaten wurden 2022 gezählt, dazu Messerattacken und Schüsse.»



Auch an der Universität Tel Aviv werden die Schutzräume ausgewiesen.

Forscher schlichtweg zu gefährlich. Denn in den vergangenen Jahren sind mehrere iranische Atomwissenschaftler unter ungeklärten, wiewohl aufsehenerregenden Umständen auf iranischem Territorium ermordet worden. Dazu zählt etwa der Anschlag auf den Chef des iranischen Atomprogramms, Mohsen Fakhrizadeh, der 2020 von nicht weniger als zwölf Schützen umgebracht wurde, von denen kein einziger gefasst wurde.

Wer hierfür verantwortlich ist, dafür besteht für Litvak kein Zweifel: «Israel greift an, und bis jetzt haben die Iraner das geschluckt. Vielleicht werden sie eines Tages Vergeltung üben. Ich bin mir aber nicht sicher, ob der Iran die Bombe wirklich will», gibt er zu bedenken. Nicht weil die iranischen Führer sonderlich nette Leute seien, sondern weil sie damit ihre Bündnispartner Russland und China befremden würden: «Hätte der Iran die Atombombe, würden die Saudis alles daransetzen, sie ebenfalls zu bekommen.» Die Chancen des zivilgesellschaftlichen Aufstands im Iran schätzt er pessimistisch ein. Das Regime sei schlichtweg zu stark. Dass es vor allem junge Menschen seien, die die Revolte gewagt hätten, zeuge davon, dass ihre Eltern bereits resigniert haben dürften oder angesichts der letzten vier Jahrzehnte zu besorgt seien, um sich nochmals einer solchen Gefahr auszusetzen.

Mit praktischen Sicherheitsbelangen kennt sich Shaul Arieli bestens aus. Vor dreissig Jahren war er Brigadekommandeur im Gaza-Streifen und hat gelebt, was in «Fauda» gezeigt wird. Die Netflix-Serie, die den undercover agierenden, mythenumwobenen Einsatztruppen des Mossad

ein Denkmal gesetzt hat, müsse er wirklich nicht sehen, winkt er müde ab – er streame lieber etwas Schönes. Als Buchautor zur Frage der komplizierten Grenzziehungen und als eines der Aushängeschilder der Genfer Initiative, die den Entwurf einer Zweistaatenlösung skizzierte, sucht er weiterhin nach einer Lösung des Konflikts. Gemäss Umfragen wird derzeit aber der Status quo bevorzugt. Die Idee einer Zweistaatenlösung findet auf beiden Seiten weniger als 40 Prozent Zustimmung.

Dennoch komme man nicht darum herum, die Grenze klar zu definieren, sagt Arieli. Das klappe jedoch nicht einseitig, sondern nur auf dem Verhandlungsweg mit den Palästinensern, und heute sei man noch nicht so weit. Zwar gebe es im Westjordanland aktuell 126 jüdische Siedlungen, von einer jüdischen Dominanz könne man jedoch nicht sprechen: «Erstens sind die Palästinenser klar in der Überzahl. Zweitens ist das allermeiste Land in ihrem Privatbesitz. Und drittens sind die Siedler, zumeist orthodoxe Juden, fast alle sehr arm. Sie haben kein Geld und erhalten kein Budget von der Regierung.»

Die Stabilität einer Grenze, so Arieli, liege in der Beziehung zwischen den beiden Seiten. Pflege man eine gute Beziehung, so mache es nichts aus, wenn Fehler passierten und Grenzen überschritten würden. Denn mit gutem politischem Willen vertraue man der anderen Seite, dass sie nicht die Absicht habe, die Grenze gewaltsam zu verändern. Seien die Beziehungen zur anderen Seite jedoch schlecht, müsse man sicher sein, dass die Grenze der Realität entsprechend verlaufe – man könne nicht Dörfer und

UNTERNEHMEN IN ISRAEL

Diskrete Wundpflege

Eine von sieben Frauen erkrankt in ihrem Leben an Brustkrebs. Entsprechend hoch ist die Zahl der operativen Eingriffe – und die Zahl der Frauen, die versuchen müssen, sich anschliessend wieder im Alltag zurechtzufinden. Nach dem Spitalaufenthalt muss schliesslich nicht nur die Wunde an einer empfindlichen Körperstelle versorgt, sondern auch ein Gefühl von Sicherheit und Komfort hergestellt werden, um überhaupt wieder dem eigenen Beruf nachzugehen oder um sich unter Menschen mischen zu können. Zu den üblichen Einschränkungen wie jener, sich nach einer Operation nur mühsam selbst anziehen zu können, gesellt sich oftmals die Angst, dass sich unter der Bluse etwas abzeichnen könnte, das Dritte nichts angeht.

Dieses Stigma, über das bis heute kaum geredet wird, sollte nicht sein, beschloss die Firma EZBra (lies: «easy-bra»). Sie entwickelte als Lösung einen leicht anzulegenden, medizinischen BH. Dabei handelt es sich um einen sterilen Einwegartikel, der Frauen in der körperlich wie psychisch belastenden Situation etwas an Würde zurückgibt. Zur Gründung im Jahr 2016 wurden 8 Millionen Dollar eingeworben, was nicht einfach war. «Femtech» war noch kein Begriff, und der Umstand, dass es sich bei den meisten Ärzten, die auf Frauen spezialisiert sind, um Männer handelt, half auch nicht, denn viele von diesen waren an dem, was Frauen nach den Operationen benötigten, deutlich weniger interessiert als an dem, was diesen voranging. Heute wird das in Mexiko hergestellte und preisgünstig zu erwerbende Produkt bereits in 15 Ländern vertrieben – darunter Ägypten, China und Vietnam, Tendenz rasch steigend. Healthcare-Technologie, erfunden von Frauen für Frauen, die sich nun global auszahlt. Auch einige Männer arbeiten hier ganz selbstverständlich mit.

Der Lebenslauf von EZBra-CEO Ron Snir darf als typisch israelisch bezeichnet werden: Eigentlich hatte die mathematisch begabte Enkelin eines exponierten Kommunisten vor, Cinematographie zu studieren, befolgte dann aber den Ratschlag ihrer Mutter, sich für etwas Bodenständiges und Vielversprechendes einzuschreiben, und schloss in Chemieingenieurswesen ab, um sich danach dennoch in diversen Berufen auszuprobieren. 2021 stieg sie bei EZBra als Chairwoman ein, bald darauf wurde sie CEO. Heute ist sie auch als Strategic Consultant für Lesico Process Piping tätig, eine Gesellschaft, die zur Lesico Group gehört, einem der grössten Infrastrukturunternehmen des Landes. Und sie hilft einigen anderen Firmen dabei, deren Auslandspräsenz aufzubauen.

Die Bereitschaft, berufliche Risiken einzugehen, sei in Israel grösser als in anderen Teilen der Welt und korrespondiere mit der gesellschaftspolitischen Realität des Landes, sagt Snir, Mutter zweier Töchter. Israelis würden im Durchschnitt einfacher wagen als Menschen andernorts, weil sie aufgrund der konstanten Gefahr ohnehin mehr wagen müssten. Gerade deshalb sollten Frauen auch im medizinischen Sektor mutiger sein, denn Probleme, welche die Gebärfähigkeit oder die Menopause betreffen, erforderten ihr Wissen und ihre Kompetenzen.

Ebenfalls israelisch ist sicherlich Snirs Selbstverständnis, als Linke ausdrücklich Einsatz für ihr Land zeigen zu wollen: «Aber dass ich CEO bin – wenn das mein Opa wüsste!»

Die Erfolgskurve des medizinischen BHs von EZBra zeigt auch deshalb stetig nach oben, weil das Produkt universell einsetzbar ist, egal ob die Käuferin eine Biopsie, eine Mastektomie oder eine Schönheits-OP hat vornehmen lassen. Das Nahziel der Firma liegt aktuell darin, bald in 50 Ländern erhältlich zu sein. (vsv) ↵



Ron Snir
illustriert von Dunvek.

Firma	EZBra
Standort	Tel Aviv
Position	CEO
Gründungsjahr	2016
Branche	Medizinische Verbrauchsgüter
Mitarbeiter	10
Marktkapitalisierung	10 Millionen US-Dollar



Der ehemalige Mossad-Chef Efraim Halevy in seiner Wohnung nördlich von Tel Aviv.



Historiker Martin van Creveld in seinem Haus in Mewasseret Zion.

Städte von ihren Ressourcen trennen. Er sage das auch, weil die Verhandlungen mit den Palästinensern eines Tages wieder aufgenommen würden, und dann müsse man das berücksichtigen. Drei Viertel der jüdischen Siedlungen befinden sich nahe an der grünen Grenzlinie. Einen einfachen Weg, um grosse Fortschritte zu erreichen, sieht Arieli in einem Landtausch: «Mit einem Abtausch von weniger als 4 Prozent der Fläche Israels könnten 80 Prozent der Israelis, die in den 1967 eroberten Gebieten wohnen, bleiben.»

In seiner Wohnung nördlich von Tel Aviv werden wir auch von Efraim Halevy, der von 1998 bis 2002 den israelischen Auslandsgeheimdienst Mossad leitete, sehr freundlich empfangen. Als guter Geheimdienstler weiß er nicht nur, was passiert ist und was gerade passiert, sondern auch, was als Nächstes passieren wird. So erwies sich seine E-Mail von Februar 2023 als geradezu prophetisch: «Sie werden zu einem Zeitpunkt in Israel eintreffen, an dem die derzeitige interne Verfassungskrise ihren Höhepunkt erreicht hat.» Tatsächlich fanden die grössten Demonstrationen zur Justizreform just dann statt, als wir Ende März in Israel ankamen.

Im fast 90minütigen Gespräch wird er jedoch seiner Natur des langjährigen Geheimdienstlers gerecht: Er hat viele schöne Anekdoten zu berichten, aber nichts zu verraten. Auf die Frage, wie realistisch die Serie «Fauda» sei, antwortet er, dass er sich dazu nicht äussern werde. Schliesslich könnten aus allem, was er dazu sage, Rückschlüsse auf den Dienst gezogen werden: «Wenn ich Ihnen

sage, was an der Serie falsch ist, würde ich Ihnen unweigerlich sagen, was der Mossad ist. Und das ist etwas, wozu ich keine Genehmigung erhalten habe.»

Mitnehmen aus dem Gespräch mit Halevy kann man seine Überzeugung, dass man am Ende nur weiterkomme, wenn man mit den wirklichen Feinden spreche – Todfeinde inklusive. Und diese Bereitschaft macht er weniger denn je aus, insbesondere auch nicht bei der aktuellen Regierung. Eine Bedrohung für Juden sieht er weniger im Ausland oder vom Ausland ausgehend: «Die grösste Bedrohung für Israel ist heute eine innere Implosion.»

Militärhistoriker Martin van Creveld sieht eine Bedrohung in den inneren Unruhen im Nachbarland Jordanien, die kaum mediale Beachtung fänden. Rund eine Million Palästinenser lebten dort, von denen nahezu alle verwandtschaftliche Beziehungen ins Westjordanland unterhielten. Im Falle eines Umsturzes drohe der Frieden, den das Königreich Jordanien 1994 mit Israel geschlossen habe, prekar zu werden. Der Gaza-Streifen sei vergleichsweise unwichtig, da das Militär mit diesem zurechtkomme. Allerdings zeichne sich noch ein weiterer sozialer Konflikt ab. Die informelle Parole Israels und seiner Bürger lautete stets «Es gibt keine andere Wahl», was den Zusammenhalt und die Verteidigung des Staates anbelange. Diese Gewissheit scheine jedoch zu schwinden: «Die jungen Menschen im Land sind mobil und fragen sich, für wen und für was sie eigentlich kämpfen sollen: für Netanyahu? Für die Knesset? Für die Leute, die als Richter auftreten sollen?»



Geschäftige Gasse mit Cafés in Jaffa, einem Stadtteil von Tel Aviv (oben) sowie Blick auf die Strandpromenade Tel Avivs (unten).

Der neumodische Antizionismus und Israels Zukunft

Im Westen hat sich mit der «Boycott, Divestment and Sanctions»-Bewegung (BDS) eine neue, gesellschaftlich akzeptierte Form der Israel-Feindschaft breitgemacht, die insbesondere das Leben von Akademikern, die sich mit Israel solidarisieren, zunehmend erschwert. «Die Zustände gerade an US-amerikanischen Universitäten sind, was das angeht, katastrophal», sagt der Historiker Litvak. «Insbesondere jüngere Fakultätsangehörige sind sehr radikalisiert. Das wird sich nur noch weiter verschärfen.»

Roni Stauber sieht dies ähnlich. Der renommierte Antisemitismusforscher hält BDS-Unterstützer, die Israels Auflösung fordern, für Antisemiten. Auch er sieht im Iran die gegenwärtig grösste Gefahr für den jüdischen Staat, während von den meisten arabischen Ländern keine Bedrohung mehr ausgehe. Im Westen hätten die Anfeindungen derweil eine neue Gestalt angenommen – siehe BDS. Stauber erinnert daran, dass der moderne Antizionismus eine linke Geschichte habe und ohne den Ostblock nicht zu verstehen sei, welcher der Verachtung der Juden nach dem Zweiten Weltkrieg ein neues Format ermöglicht habe und dabei zugleich auf klassische antisemitische Bilder setze – so etwa von den Juden als kleiner, aber immens einflussreicher Gruppe von Menschen, deren geheime Handlungen die Geschicke der Welt bestimmten. Die Propaganda jener Ära sei voll von solchen Vorstellungen gewesen.

Einer, der ebenfalls um all diese Konflikte, Probleme und Sorgen weiss, ist Arye Sharuz Shalicar. Der Politologe, Autor und ehemalige Sprecher der israelischen Streitkräfte wurde in Westberlin geboren und lebt heute bei Jerusalem. Er versteht sich als säkular, ist optimistisch gestimmt und blickt gelassen auf die gegenwärtigen innenpolitischen Konflikte. Die Ängste, die sich bei den Demonstrationen Bahn brechen würden, könnten sich in geraumer Zeit in Luft auflösen. An einen drohenden Bürgerkrieg, den viele unserer Gesprächspartner für möglich halten, glaubt er «in keinster Weise».

Was hingegen akute Gefahren anbelangt, macht auch Shalicar auf Teherans Einfluss im Nahen Osten aufmerksam. Dieser erstrecke sich auf eine Reihe schiitischer Terrororganisationen und Milizen in diversen Ländern, deren Armeen und Kämpfer Israel schwer bewaffnet und hochideologisch auf Tod getrimmt gegenüberstünden: von Gruppierungen im Irak und Syrien bis zu den Huthis im Jemen. Allein die im Libanon operierende Hisbollah sei im Besitz von 150 000 Raketen, eine Zahl, die alle Raketen im Besitz der Nato-Staaten (die USA ausgenommen) über-

steige. All diese Waffen sammeln sich auf engstem Raum und richten sich einzig auf den Süden, auf den jüdischen Staat.

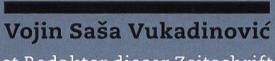
Jede Generation, die in den vergangenen 75 Jahren in Israel gelebt habe, sei mit einer anderen Situation konfrontiert gewesen, gibt Shalicar zu bedenken. Manche Feindschaften seien hinzugekommen, so eben mit dem einstigen Verbündeten Iran, aus dem nach der Islamischen Revolution der heute bedrohlichste Feind geworden sei. Damals währende Feindschaften wiederum hätten sich inzwischen in friedliche Koexistenzen verwandelt. «Wer hätte einst gedacht, dass der Erzfeind Ägypten zum stabilen Partner werden würde?»

Von den antisemitischen Versammlungen, die Jahr für Jahr von muslimischen Demonstranten in europäischen Grossstädten wie Berlin abgehalten werden, ist Shalicar angewidert: «Von allen Orten auf der Welt ausgerechnet in Berlin! Die Polizei hätte diese Kundgebungen direkt auflösen und ihre Funktionäre in Untersuchungshaft nehmen müssen. Das passiert aber nicht, weil Berlin einen auf weltoffen und demokratisch macht. Das ist jedoch eine riesige Lüge. Denn weltoffen zu sein, heisst nicht, knallharten Judenhass zuzulassen, besonders nicht bei der deutschen Geschichte. Kein Politiker meldet sich zu Wort, kein Qualitätsmedium, und von der Bürgermeisterin ist auch nichts zu hören.»

Im Moment hänge vieles davon ab, ob das iranische Regime falle. Dessen Verschwinden würde langfristig nicht nur die Region stabilisieren, sondern auch den islamistischen Einfluss auf Menschen in Europa deutlich schmälern, der zu solchen Propagandakundgebungen führe. Bis dahin müssten die Freunde Israels seinen Feinden so gut entgegentreten, wie es nur gehe. Shalicar wünscht allen Menschen in der Region, egal welcher Herkunft und Religionszugehörigkeit, Frieden. Sein Traum sei es, eines Tages der erste israelische Botschafter in Teheran zu sein. Wenn man ihm zuhört, merkt man nicht nur, wie ernst er das meint – man spürt vor allem, wie ansteckend sein Optimismus ist, was den jüdischen Staat anbelangt. Lang lebe Israel! ▲



Ronnie Grob
ist Chefredaktor dieser Zeitschrift.



Vojin Saša Vukadinović
ist Redaktor dieser Zeitschrift.